

Flucht vor der roten Armee

Lebenserinnerungen von Herbert Otto

Vorbemerkung:

Die nachfolgenden Erinnerungen hatte Herbert Otto anlässlich eines Besuchs zusammen mit seiner Frau Silvia Otto in seiner alten Heimat 1998 verfasst. 2019 überarbeitete er den Text ein letztes Mal. Herr Otto wuchs in einer deutschen Kolonie in Ostpolen auf einem Bauernhof auf. Mit diesem erschütternden Text erinnert sich Herr Otto an die Flucht vor der anrückenden Roten Armee am Ende des Zweiten Weltkriegs und an die monatelange Vertreibung nach Kriegsende. Herr Otto hat den Text ZEITGESCHICHTE AARGAU für eine Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Er ist unkommentiert und nur orthografisch lektoriert. Auf unserer Webseite findet sich auch ein Zeitzeugengespräch mit Herrn Otto..

Fabian Furter, Co-Projektleiter. furter@imraum.ch, www.zeitgeschichte-aargau.ch.

Das Marthyrium der Familie Otto und aller Deutschen aus dem Kreis Leipe (Lipno) begann am 18. Januar 1945, dem Tag der Flucht vor der heranrückenden Roten Armee. Die Vorbereitung begann im Geheimen schon im Dezember. Es wurden Wagenüberdachungen gebaut, die man im Ernstfall nur auf den Wagen stellen konnte und die Schutz vor dem Wetter bieten sollten. Vorräte für Mensch und Pferd wurden bereitgestellt, Kleidung, Woll- und Federbetten parat gelegt. Alles, um möglichst wenig Zeit zu verlieren, wenn der Befehl zum Aufbruch gegen Westen gegeben würde. An den Endsieg glaubte keiner mehr. Unter den Leuten herrschte Angst vor den Greueltaten der Rotarmisten. Das wurde von der Nazipropaganda ausgenutzt und die Bevölkerung zum Widerstand und zum Durchhalten aufgerufen. Parolen wie "Jedes Dorf eine Festung" oder "Widerstand bis zum Letzten" konnte man immer wieder hören. Wie sich später aber zeigte, war die Furcht berechtigt. Bei vielen Rotarmisten entlud sich der angestaute Hass auf die deutschen Invasoren in brutalen Gewaltakten an der deutschen Zivilbevölkerung. Zu diesem Thema später noch mehr. Wie vorausgeahnt, wurde der Zivilbevölkerung die Flucht erst in letzter Minute gestattet. Am 17. Januar kam der Bescheid mit einem Boten (Telefon gab es nicht) an den Ortsbauernführer, also an Sigismund Otto. Hals über Kopf wurde ein Treck zusammengestellt, der am 18. Januar am Nachmittag Richtung Thorn (gegen Westen) aufbrach. Es war eine grosse Anzahl von Pferdefuhrwerken, die unter Führung des Lehrers Prill, von Makòwiec ins Ungewisse losfuhren. Nicht alle Familien hatten sich zur Flucht entschlossen. Einige, vor allem ältere Leute, blieben zurück. Wir waren mit 2 Wagen, die je von 2 Pferden gezogen wurden, im Treck. Auf jedem Wagen einer unserer polnischen Arbeiter als Kutscher. Von der Familie waren dabei Grossmutter, Mutter und die 3 Kinder (12, 10 und 2 Jahre alt). Vater und Grossvater mussten zu Hause bleiben. Die kamen zum Volkssturm. Im September 1944 hatte Hitler, zum äussersten Widerstand entschlossen, den Volkssturm aufgerufen, unausgebildete Einheiten von meist alten Leuten unter Befehl von Parteifunktionären. Die letzten Reserven an

Menschenpotential. Der Befehl zur Flucht wurde sehr spät gegeben. Die Parteibonzen hatten sich schon Tage vorher abgesetzt.

So machten wir uns auf den Weg, fort in die Fremde, ins Ungewisse. Sich zu retten vor der Flut, die aus Osten heranbrandete, war die Hoffnung aller, die sich auf die Reise begaben und jetzt ihre Heimat verliessen. Wir fuhren die ganze Nacht. Die erste Rast wurde am Vormittag des nächsten Tages kurz vor Thorn gemacht. Man kam zu einer Lagebesprechung zusammen. Für die Familie Otto und noch 2 oder 3 andere Familien wurde ein verhängnisvoller Entscheid getroffen, der bis im März 1946 für uns eine schwere Leidenszeit zur Folge hatte.

Ich weiss den Namen der Person nicht mehr, die den Vorschlag gemacht hatte. Es muss jemand gewesen sein, der während der Kriegsjahre nach Makówiek gekommen war. Die Betreffenden stammten irgendwo aus dem Westen und wir sollten in ihr Dorf flüchten. Meine Mutter mit uns Kindern ab Thorn mit dem Zug. Die Kutscher mit der Oma und auch Frau Prill mit ihrem Wagen fuhren nicht mit dem Treck weiter gegen Westen, sondern scherten aus und fuhren gegen Norden. Was für ein Unsinn!

Dieser Ort hiess Gnewien und lag vor 1939 auf deutschem Gebiet, aber hart an der polnischen Grenze, nahe der Ostseeküste, etwa 30km nordöstlich von Lauenburg (Lebrok). Die Familie Otto kam auf ein grosses Gut, das am südlichsten Ende vom Zarnowitzer See (Jez. Zarnowieckie) lag. Wirft man einen Blick auf die Karte, sieht man auf den ersten Blick, was das für ein Blödsinn war. In der gleichen Zeit, die die Pferdewagen brauchten, um nach Gnewien zu kommen, wären sie bis in die Nähe von Stargard gelangt. Die anderen Familien, die diese Richtung eingeschlagen haben, sind bei Stettin über die Oder und weiter gegen Westen bis in die spätere englische Zone getreckt. Auf dem Gut am Zarnowitzer See waren wir total im Abseits. Immer mehr Flüchtlinge aus Richtung Danzig, Gotenhaven (Gdansk, Gdynia) drängten nach. Es waren viele aus Ostpreussen unter ihnen. Es war ein strenger Winter, kalt mit viel Schnee. Der See war zugefroren. Wir verharrten in Lethargie, wie eine Maus in der Falle, und warteten auf das, was kommen würde: auf die Rote Armee. Zwar wurde noch darüber diskutiert, ob die Flucht nicht per Bahn fortgesetzt werden sollte. Diese Gedanken wurden aber immer wieder fallengelassen. Das warme Nest zu tauschen mit der Kälte draussen und der Ungewissheit, ob die Züge noch bis Stettin fahren würden, dazu konnte man sich nicht entschliessen. Unsere Knechte mit den Wagen erreichten uns etwa 10 Tage später, also Ende Januar. Hätten wir die Pferde einige Tage ausruhen lassen und wären dann nach Westen der Ostseeküste entlang Richtung Stettin gefahren, wäre es uns wohl noch gelungen, über die Oder zu kommen.

Die Rote Armee begann am 12. Januar 1945 mit ihrer grossen Winteroffensive. Die deutsche Ostfront brach praktisch zusammen. In nur 18 Tagen waren die Sowjets von der Weichsel bis zur Oder nördlich von Küstrin vorgestossen. Vielen Flüchtlingen, die mit ihren Wagen auf den

winterlichen Landstrassen unterwegs waren, wurde der Weg nach Westen abgeschnitten, aber Richtung Norden gegen Hinterpommern wurde die Offensive am 10. Februar gestoppt. Erst am 1. März gelang den Russen der Durchbruch zur pommerschen Ostseeküste östlich von Köslin (Koszalin). Erst jetzt waren wir eingekesselt.

Jetzt, im Nachhinein, erscheinen die Entscheide unverständlich. Man muss sich aber die damalige Situation vor Augen halten: Die Ungewissheit über den Frontverlauf, die Strassen vollgestopft mit Flüchtlingen und Militär, sehr kaltes Wetter auf der einen Seite. Auf der anderen die Furcht vor den Ausschreitungen der Rotarmisten gegenüber Zivilisten, was würde passieren? Aber bis sie kamen, ein warmes Zuhause und genug zum Essen. Wie hätten die 2 Frauen mit 2 Halbwüchsigen und einem Kleinkind anders entscheiden sollen?

Vater Sigismund blieb ja in Makòwiec zurück, weil er volkssturmpflichtig war. Irgendwie klappte die Organisation des Volkssturms nicht, weil wohl die Parteifunktionäre schon das Weite gesucht hatten. Er konnte sich absetzen und tauchte Mitte Februar mit seinem Bruder Friedrich bei uns auf dem Gutshof auf. Er konnte etwa bis Ende Februar bleiben. Dann bekamen er und sein Bruder den Stellungsbefehl. Sie wurden einer Einheit zugeteilt, die nach Danzig in den Einsatz kam. Er hat die heftigen Kämpfe um die Stadt Danzig mitgemacht. Der Vorstoss der sowjetischen Armee auf Danzig begann am 23. März und endete am 30. März mit der Einnahme durch die Russen. Ueber Gotenhafen (Gdynia) zogen sich die deutschen Truppen auf die Halbinsel Hela (Mierzeja Helska) zurück. Hier wurde die Kampftruppe neu organisiert. Auch der Truppenhaufen, mit dem er auf die Halbinsel gekommen war, wurde nach Kriegstauglichen und -untauglichen sortiert. Sein Bruder Friedrich wurde der Gruppe "untauglich" zugewiesen, Sigismund der Kolonne "tauglich". Als sich der Offizier umdrehte, wechselte er zur anderen Reihe hinüber, zu den Untauglichen. Dass er sofort standrechtlich erschossen worden wäre, wenn der Offizier das bemerkt hätte, an das habe er gar nicht gedacht, hat er mir später erzählt. Beide wurden dann mit einem der letzten Schiffe, zusammen mit verwundeten Soldaten und Zivilisten, nach Wismar (Mecklenburg) gebracht. Nicht weit davon entfernt, versteckte er sich auf einem Dachboden im Heu, um der englischen Gefangenschaft zu entgehen. Ein Brett gab nach und er fiel auf die Tenne hinunter. Dabei zog er sich eine Rückenverletzung zu. Für einige Wochen war er gehunfähig. In die englische Kriegsgefangenschaft kam er nicht. Das ist eine Story, ähnlich der vom braven Soldaten Schwejk (Held eines Romans von J. Jasek).

Auch Grossvater Rudolf Block blieb in Makòwiec zurück und sollte als Volkssturmmann die Russen aufhalten. Ihm hat man auf seinen Wagen Panzerfäuste (eine wirksame Waffe zur Panzerbekämpfung) aufgeladen. Die sollte er zur Front bringen. Da alles drunter und drüber ging, hat er seine Ladung in der Nacht abgeladen, den Wagen gewendet und ist Richtung Westen gefahren, tagelang. Mit viel Glück auch, endete die Fahrt nach etwa drei Wochen auf dem Rittergut Holthof bei Grimmen in Vorpommern. Das bestätigt noch einmal die Behauptung, dass

wir der Einkesselung entkommen wären, wären wir von Thorn aus in Richtung Nordwesten weitergefahren.

Als Silvia und ich 1998 in Makówiec waren, habe ich erfahren, dass die Russen schon am 21. Januar 1945, also 3 Tage nach unserer Flucht, das Dorf ohne Widerstand eingenommen hatten. Einige deutsche Soldaten, die sich in einem Haus verkrochen hatten, mussten sich ausziehen und wurden auf einer Strassenkreuzung erschossen. Das hat mir Jozef Zarebski (gespr. Josef Sarembski) erzählt. Bei dieser Gelegenheit will ich erklären, wer dieser Jozef Zarebski ist. Seine Schwester war während des Krieges bei meiner Mutter Köchin. Jozef war 12 Jahre alt, als er 1942 als Kuhhirte auf den elterlichen Hof kam. Er sollte in ein anderes Dorf auf einen deutschen Hof. Da er ja noch ein Kind war, klagte seine Schwester das meinem Vater mit der gleichzeitigen Bitte, ob er das nicht verhindern könne. Jozef kam zu uns. Tagsüber hütete er im Sommer das Vieh (etwa 15 Stück), nachts ging er zu seiner Mutter schlafen, die etwa 2 km weit entfernt wohnte. Im Winter blieb er ganz zu Hause, oder er kam nur sporadisch für bestimmte Arbeiten. Nach dem Krieg hat er die schulische Ausbildung nachgeholt und wurde Primarlehrer (Volksschullehrer). Etwa 1975 hat er über meine Eltern in Bremen meine Adresse erhalten. Seitdem haben wir miteinander brieflich Kontakt, zweimal haben wir uns auch persönlich gesehen. Er betrachtet uns als gute Freunde seiner Familie.

Wir sassen auf dem Gutshaus am Süzipfel des Zarnowitzersees und warteten auf die Russen. In der Nacht vom 10. auf den 11. März waren sie da. Motorengeräusche und vereinzelt Schüsse kündigten sie an. Grossmutter, Mutter, wir 3 Kinder und 2 junge Bedienstete des Gutsbesitzers sassen in dem Zimmer, welches wir seit unserer Ankunft bewohnt hatten. 2 Russen mit Maschinenpistolen kamen ins Zimmer und suchten nach deutschen Soldaten. Da ich polnisch konnte, sagte ich, wir seien Polaki (Polen). Von den Frauen wollten sie polnisch hören. Die beiden jungen deutschen Frauen nahmen sie mit, als sie nach ca. 10 Minuten den Raum verliessen. Die ganze Nacht hörten wir Lärm, Schreie, Schüsse. Am nächsten Morgen ging ich nach draussen und sah mich um. Vor dem Gutshaus lagen 5 oder 6 Leichen, erschossene Zivilisten, Männer und Frauen. Deutsche Soldaten waren keine darunter. Die hatten sich schon abgesetzt, bevor die Russen kamen. Das Gutshaus war verwüstet, aufgebrochene Fussböden, kaputte Möbel, umherliegende Kleidungsstücke. Die sowjetischen Kampftruppen zogen am nächsten Tag weiter. Es folgten die Besatzungstruppen. Diese kamen mit Panjewagen (Panje = polnisch – russischer Bauer). Das waren kleine Wagen, welche von Panjepferden (kleinen, zottigen, widerstandsfähigen Pferden) gezogen wurden. Die Soldaten trugen Wickelgamaschen an den Beinen. Kurz gesagt, es waren keine Elitesoldaten. Im Gegenteil, es war verwunderlich, dass der Tross der russischen Armee so daherkam.

Unsere polnischen Kutscher wollten so schnell als möglich zurück zu ihren Familien. Sie sagten, sie würden die Wagen mit den Pferden mitnehmen und stellten uns frei, ob wir mitfahren oder

dableiben wollten. Wieder einmal musste ein schicksalhafter Entscheid gefällt werden. Meine Mutter entschied sich für die Rückfahrt nach Makówiec. Es wurde für mich persönlich eine Fahrt mit schrecklichen Erlebnissen, besonders der erste Teil. Die kürzeste Strecke wäre Richtung Südost bis Danzig und dann weiter Richtung Süden, der Weichsel entlang, bis Thorn gewesen. Wie ich bereits erwähnte, ist Danzig erst am 30. März von den Russen eingenommen worden. Das bedeutete, die "Heimfahrt" musste auf Umwegen in einem westlichen Bogen erfolgen. Die Fahrt mit Pferd und Wagen ging über Lauenburg (Lebrot), Stolp (Slupsk), Rummelsburg (Miastko) nach Schlochau (Człuchów) und irgendwie von dort, oder von Könitz (Chojnice), mit einem Güterzug weiter über Bromberg (Bydgoszcz) nach Thorn (Toruń). Auf dem ersten Streckenteil waren die Kampfhandlungen erst vor kurzem vorbei. Überall lagen an den Strassen und in den Dörfern noch tote deutsche Soldaten. Die Russen hatten ihre Toten schon eingesammelt. Zerstörte Panzer, Lastwagen und Geschütze standen herum. Wir fuhren durch verlassene, teilweise niedergebrannte Dörfer. Am schrecklichsten habe ich die Durchfahrt durch die Stadt Lauenburg im Gedächtnis. Die Stadt brannte. Durch Trümmer zugeschüttete Strassen zwangen uns mehrmals zur Umkehr. Auch hier viele gefallene deutsche Soldaten in den Strassen. An einer Kreuzung lag einer mit dem Oberkörper auf dem Trottoir. Seine untere Hälfte auf der Fahrbahn war von Panzern zu Brei zermalmt.

Wie die Stadt Lauenburg von den Sowjets erobert wurde, beschreibt Pfarrer Barkow aus Lauenburg in seinem Bericht "Eindringen der Russen in die Stadt Lauenburg". Ich zitiere daraus den folgenden Abschnitt: *"Am Nachmittag des 10. März ergossen sich russische Truppen in die Häuser zum Plündern. Die Urren (Uhren), dieser Klang blieb monatelang in den Ohren haften, tönte er doch überall uns entgegen. Kaum hatte eine Bande von etwa zwei bis vier Mann die Wohnung verlassen, kam die andere, räumte Schubladen und Schränke und Behälter, warf den nicht fallenden Inhalt auf den Fussboden, so dass die Wohnung binnen kurzem einer Räuberhöhle glich! Dann kam die Nacht, jene furchtbarste aller furchtbaren Nächte!!! Man hatte die Alkoholvorräte bei Koch und Kaspar entdeckt, die uns vorenthalten waren (Wein etc. "ausverkauft!"), ihn in ungeheuren Mengen getrunken und warf sich nun mit satanischen Begierden auf die Frauen und Mädchen. In Rudeln standen sie vor jedem Haus, bis zu 45 vergewaltigten sie eine deutsche Frau, ohne Rücksicht, ob sie schliesslich im Sterben lag. 78-jährige Frauen, 9-jährige Kinder fielen ihnen zum Opfer – es ist zu verstehen, wenn in jener schrecklichen Nacht etwa 600 Einwohner freiwillig in den Tod gingen."* (Nachzulesen in "Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder - Neiße" Band II, Bericht Nr. 68, aus der "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I").

Öfter sah auch ich am Strassenrand schon von weitem Trauben von Soldaten. Sie standen im Kreis um eine Frau herum, die sie nacheinander vergewaltigten. Auch eine meiner Tanten, die nicht geflüchtet war, erzählte mir, dass sie von Russen so lange vergewaltigt wurde, bis sie ohnmächtig geworden war. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf dem Misthaufen wieder.

Nach Lauenburg nahmen uns die Russen zum ersten Mal die Pferde weg und gaben uns dafür ihre. Wie ich schon sagte, war der russische Tross mit Pferd und Wagen ausgerüstet. Ihre Pferde waren total erschöpft, das zwang uns zu einer Ruhepause. Auf einem der verlassenen Höfe machten wir Rast, damit die Pferde sich erholen konnten. Das passierte noch ein oder zweimal. Die Rast dauerte den restlichen Tag und die darauf folgende Nacht. Nicht nur uns wurden die Pferde ausgespannt. Es erging anderen, die sich auf der Rückfahrt in ihre Heimat befanden, genauso. Der Bauer G. J. aus Rackow, Kreis Neustetin i. Pom. hat das Gleiche erlebt, nachdem die Russen den Treck mit ihren Panzern überrollt hatten. In seinem Erlebnisbericht schildert er unter anderem Folgendes: *"Dann wurden den Trecks die Pferde abgenommen. Einige alte und kranke Pferde liessen die Russen laufen. Von diesen holten die Flüchtlinge welche herbei. Soweit sie reichten, wurden diese vorgespannt, um Kinder, Kranke und Alte zu befördern."* (Aus Bericht Nr. 85 der schon erwähnten Dokumentation). Ohne diese Zwischenfälle fuhren wir so lange es hell war und übernachteten auf verlassenen deutschen Bauernhöfen. Einmal schickte mich Janiesz (Janiesch), er war bei meinem Vater Vorarbeiter gewesen, jetzt war er der Chef, auf den Stallboden, um für die Pferde nach Heu zu suchen. Es war draussen schon schummrig, auf dem Stallboden ziemlich dunkel. Ich stiess an etwas an. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, dass sich die ganze Familie an einem Querbalken erhängt hatte. Mich durchfuhr ein gewaltiger Schreck. Dieses Bild hat sich so tief eingepägt, dass ich es jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, wieder sehr deutlich vor meinen Augen habe. Damals war ich 12 Jahre alt!

Die Fahrt endete damit, dass die Russen dieses Mal nicht nur die Pferde, sondern auch den Wagen konfiszierten. Nach längerem warten, ich kann nicht mehr sagen wie lange, ging es mit einem Güterzug weiter. Unser ganzes Hab und Gut bestand nur noch aus einem Koffer. Ab Bromberg (Bydgoszcz) fuhren wir mit einem Personenzug bis Thorn. Wir stiegen in einem westlichen Vorort aus. Unsere Polen suchten für uns eine verlassene Wohnung und trugen uns auf, dort so lange zu warten, bis sie uns wieder abholen würden. Sie gingen zu Fuss über die Weichselbrücke und sind dann vom Hauptbahnhof mit dem Zug weitergereist. Ich erinnere mich, dass wir gehungert und gefroren haben. Ich kann nicht mehr sagen, wovon wir uns ernährt haben. Wahrscheinlich haben wir in anderen verlassenen Wohnungen etwas Essbares aufgetrieben. Wieder kam die grosse Unsicherheit auf, ob sie uns wirklich abholen würden, oder ob alles nur ein Vorwand war, uns loszuwerden. Was sollten wir machen, wenn sie nicht zurückkamen? Die letzten 50 km zu Fuss bis nach Makówiec gehen? Würden wir auf unseren Hof zurückkehren dürfen? Mit einem Kleinkind, Adelheid war noch nicht 3 Jahre alt, war ein so weiter Fussmarsch kaum möglich. Und dann nach einigen Tagen kam Panie Janiesz (Herr Janiesch) doch mit Pferd und Wagen, holte uns ab und brachte uns auf seinen Hof. Wir waren nach 2 ½ Monaten wieder zurück in Makówiec.

Wäre es besser gewesen, nicht zu flüchten? Die beste aller Möglichkeiten wäre gewesen, mit dem übrigen Treck bis nach Norddeutschland zu flüchten. Aber so, wie wir es gemacht hatten, war es die schlechteste aller Varianten.

Wie war die gesellschaftspolitische Situation in Polen, als wir in unser Dorf zurückkehrten? Die meisten Deutschen waren geflüchtet. Nur wenige waren dageblieben oder wieder zurückgekehrt. Es herrschte allgemein ein Deutschenhass. Einige, die dageblieben waren, wurden von den Polen so geschlagen, dass sie an den Folgen verstarben. So auch mein Onkel Adolf. Sie haben ihn festgebunden und schwer misshandelt. Als ihn danach die Russen nach Sibirien deportierten, ist er dort in einem Lager bald an Nierenversagen gestorben. Auf ihre Höfe durften die Deutschen nicht mehr zurück. Auf dem Hof meiner Eltern sassen schon 2 polnische Familien von östlich des Bugs (heute Weissrussland), die die Russen ihrerseits ausgewiesen hatten.

Kurze Zeit später, nachdem wir bei Janiesch auf dem Hof angekommen waren, mussten wir nach Lipno zum Arbeitsamt. Dort wurde die Familie getrennt. Die Frauen und Mädchen kamen in einen Raum, die alten Männer und Burschen in einen anderen. Dann wurde ab und zu einer ausgerufen und einem Polen zugeteilt. Grossmutter und Bruder Edgar bekam Janisch zugeteilt. Meine Mutter, Heidi und ich wurden einem anderen Bauern in Makówiec zugewiesen. Es war der Schwager von Janiesch. Beide Höfe lagen ungefähr 2 km voneinander entfernt. Dort mussten wir den ganzen Tag arbeiten. Adelheid war ja noch nicht 3 Jahre alt. Sie brauchte noch eine Betreuung. Man konnte sie nicht den ganzen Tag mit aufs Feld nehmen. Da anbot sich die Schwester von Jozef, die während der Kriegszeit als Köchin bei meiner Mutter gewesen war, Heidi zu sich zu nehmen. Da sie diese kannte, ging das problemlos. Deutsch sprechen war in der Öffentlichkeit verboten. Nur abends im Bett, vor dem Einschlafen, redeten meine Mutter und ich miteinander Deutsch. Kein Schul-, kein Kirchenbesuch war möglich. Tagaus, tagein mussten wir alle anfallenden Arbeiten auf dem Hof verrichten. Ich war am Abend immer so kaputt, dass ich meistens sofort einschliefe, wenn meine Mutter im Bett noch etwas erzählen wollte. Sonntags, wenn auf dem Feld nicht gearbeitet wurde, musste ich ab Mai die Kühe auf den Wiesen hüten. Für die Arbeit gab es keine Bezahlung. Das Essen war ausreichend, aber nicht kalorienreich.

Die Hygiene liess sehr zu wünschen übrig. Kein Bad, keine Dusche, kein Warmwasser standen uns zur Verfügung. Mit kaltem Brunnenwasser konnten wir im Stall oder auch draussen Hände und Gesicht waschen. Keine Zahnpflege war möglich. Ich konnte nicht zum Coiffeur. Die Folge waren Kopfläuse. Mutter durfte sonntags manchmal zu Zarebskis Adelheid besuchen. Sie hat davon erzählt und vereinbart, dass Jozef mir die Haare so kurz wie möglich schneiden sollte. Mit einer Haarschneidemaschine, die von Hand zu betätigen war, hat er mir einen kurzen Borstenschnitt gemacht. Unter normalen Umständen wäre das als kleine Gefälligkeit zu bewerten. Aber zu der Zeit hat doch kein Pole einem Deutschen die Haare geschnitten. Ich bin dem Jozef heute dafür noch dankbar. Wie ich schon sagte, musste ich verschiedene Arbeiten

verrichten, manchmal auch solche für Erwachsene. So habe ich, weil der Bauer krank oder vom Hof abwesend war, auch mit einem Zweischarenpflug und 2 Pferden ein Getreidestoppelfeld gepflügt. Es war im August. Etwa eine Dreiviertelstunde vor Sonnenuntergang kam ich mit den Pferden auf den Hof, um sie in den Stall zu bringen. Als das die Bauersfrau sah, kam sie aus dem Haus und hat mich angeschrien, was mir einfalle, Feierabend ist erst, wenn die Sonne untergeht. Ich musste zurück aufs Feld und noch einige Furchen pflügen. Ich war knapp 13 Jahre alt!

Es war eine schwere Zeit für uns. Es gab keine Zeitungen und kein Radio. Wir hatten nicht die geringste Ahnung, was in der Welt passierte. Auf einmal hiess es, alle Deutschen, die sich noch in Polen befinden, werden ausgewiesen. Kurze Zeit später, es war Anfang November 1945, bekamen wir den Ausweisungsbescheid. Die Grossmutter musste dableiben, weil sie noch nicht 60 Jahre alt war. Mutter durfte raus, weil sie ein Kleinkind hatte. Ich hatte Glück, weil ich noch nicht 14 Jahre alt war. Der Bauer fuhr uns zum Bahnhof nach Lipno.

Ausweisung aus Polen

Es war ein kalter, nasser Novembermorgen, als wir unser Heimatdorf verliessen. Dieses Mal für immer. Wieder waren wir sehr verunsichert. Wohin würden wir fahren? Wie sah es in Deutschland aus? Hatten die Menschen dort genug zu essen? Wo waren Vater Sigismund und Grossvater Rudolf Block? Lebten sie noch? Diese und weitere Fragen drängten sich auf, auf die wir keine Antwort wussten.

Mit einem Personenzug fuhren wir über Torun nach Bydgoszcz (Bromberg). Dort wurde ein Sammeltransport zusammengestellt. In einem langen Güterzug wurden vielleicht 1'000 Personen oder eher noch mehr verladen. Der Zug fuhr langsam, blieb oft stehen, fuhr dann wieder ein Stück weiter, so dass wir erst am Nachmittag des darauffolgenden Tages in der Nähe von Stettin waren. Einige Kilometer vor der Oderüberquerung fuhr er nur Schritttempo. Die Waggontüren wurden aufgerissen und hinein stürmten junge Polen. Sie ergriffen alle Gepäckstücke, die da waren und warfen sie nach draussen. Ich sah, wie sie einem alten Mann befahlen, Hose und Jacke auszuziehen. Sie rissen ihm die Kleidungsstücke fast vom Leib. Wir hatten nun nichts mehr als das, was wir auf unserem Körper trugen. Der einzige alte Koffer, den wir von der Flucht her behalten hatten, war nun auch weg.

Ich habe mich oft gefragt, ob es Zufall war, dass wir im Zug ausgeplündert wurden, oder ob System und Vorsatz dahinterstanden? Alles deutet darauf hin, dass letzteres zutrifft, dass die Überfälle wohl organisiert waren. Der Zug kündigte sich mit Signalen an und hielt oder fuhr ganz langsam im Schritttempo präzise genau an den Ort, wo die Räuberbanden warteten. Dies wird

auch bestätigt in dem Buch "Die Stunde der Frauen", in dem der Autor Christian von Krowow die Ausreise seiner Schwester im Februar 1946 von Hinterpommern nach Stettin beschreibt. Diese Schilderung deckt sich zum grossen Teil mit dem Selbsterlebten, weshalb ich Ausschnitte aus dem genannten Buch folgen lasse:

"Als die Augen sich endlich eingewöhnt haben, erkenne ich im Dämmerlicht, das durch Ritzen und Fugen dringt: Der Waggon ist voll von Menschen. Vielleicht vierzig mögen es sein oder auch fünfzig, Greise und Kinder und Frauen. Frauen vor allem, alte wie junge. Überall Gepäck: Koffer, ein paar Kisten, Kartons, verschnürte Bündel. Zum Ausstrecken ist für niemanden Platz, bloss zum Sitzen mit angezogenen Beinen. Vorsichtig über die Koffer und die Beine hinweg bahne ich mir einen Weg von der Tür fort zur Wand hin, von dem Instinkt getrieben, möglichst weitab vom Eingang in der hintersten Höhlenecke Schutz zu suchen und den Rücken gedeckt zu halten."

Auch sie wurden wie wir in Güterwaggons transportiert und auch ihr Zug hielt irgendwo auf der freien Strecke. *"Irgendwo auf freier Strecke verlangsamt sich die Geschwindigkeit mehr und mehr, bis zum Schrittempo herab. Die Lokomotive heult Signale, als bitte sie um freie Fahrt oder tue sich wichtig: Aufgepasst, ich komme! Und dann hält der Zug. Ein Schuss kracht, sehr nahe und sehr laut, Angriffssignal für heiseres Gebrüll, die Tür wird aufgerissen, vielstimmig der Aufschrei der Angst, Blendlaternen, eine Horde stürmt, brandet herein, wüste Gestalten, soweit sie gegen das Licht im Gewirr und Getümmel überhaupt zu erkennen sind, Männer nicht bloss, sondern Halbwüchsige auch - und Frauen, rasende Weiber, vielleicht die Schlimmsten von allen: kreischend geifernd zuschlagend wegreisend. Schüsse schon wieder, Pistolen dicht über die Köpfe hinweg, in der Enge des Raums wie Kanonenschläge, Betäubung, Messer und Aexte sogar, Fäustewirbel, Fusstösse, Niedertreten, Trampeln über, auf, in die Leiber, immer dieses Gebrüll und das Angst- und das Schmerzensgeschrei. Die Koffer und Kisten, die Kartons, die geschnürten Bündel bekommen Flügel. Sie fliegen hinaus und davon. Die Horde ihnen nach, die Tür rasselt zu. Finsternis und Stille. Sehr weit aus der Ferne pfeift die Lokomotive ihr Signal, der Zug ruckt an und rumpelt dahin, als sei nichts gewesen. Aber die Hoffnung, dass die Gefahr vorüber ist, sieht sich bitter getäuscht. Dies war nur ein Anfang, der Auftakt des Unheils. Neue Ueberfälle folgen – und sie erweisen sich als weitaus schlimmer."*

Sie nahmen den wehrlosen Menschen wirklich das Letzte, nicht nur das bisschen Gepäck und den letzten Proviant, sondern manchen auch die Kleider vom Leib und die Schuhe von den Füßen.

Wir erreichten Stettin-Scheune, einen Vorortbahnhof von Stettin. Hier endete die Fahrt. Alle Leute mussten aussteigen. Das ganze Bahnhofareal war vollgestopft voller Menschen. Keiner wusste, wie weiter. Es waren keine Rotkreuzhelfer da, die sich um die Menschen gekümmert hätten. Es herrschte das totale Chaos. Wir hatten nichts zu essen und zu trinken. Die Nacht brach herein

und dazu regnete es leicht. Wir hockten auf einem Bahnsteig. Irgendwann in der Nacht fuhr ein Güterzug mit Kohle beladen in den Bahnhof ein und musste warten. Die Menschen, die in der Nähe waren, stürmten auf die offenen Güterwaggons, wir auch. Der Zug fuhr bald weiter. Wir saßen auf einem Kohlenhaufen, dem Fahrtwind und Regen ausgesetzt. Frierend, durchnässt und hungrig, seit 2 Tagen hatten wir nichts gegessen, brachte uns der Zug nach Berlin. Auf einem der Berliner Bahnhöfe hielt der Zug an und wir stiegen von den Kohlenwaggons herunter. Wir waren ungewollt im französischen Sektor von Berlin gelandet. Die Ausschaffung aus Polen war damit beendet.

In Stettin-Scheune endeten alle Deportationszüge aus Polen. Deshalb haben auch viele andere Menschen den Bahnhof Scheune als einen Ort des Grauens in Erinnerung. Zur Bestätigung meiner Aussage lasse ich Auszüge aus zwei Berichten folgen, von Leuten, die wie wir im Spätherbst 1945 die Ostgebiete über den Bahnhof Scheune verlassen mussten. Pfarrer Hans Paust aus Bad Polzin i. Pom. berichtet: *"Als wir gegen 6.00 Uhr morgens am 15. Dezember in Scheune bei Stettin den Zug verlassen mussten, stand ich ohne Mantel, Rock und Weste, ohne Schuhe, auf Strümpfen, in Hosen und Strickjacke, meine Frau auch ohne Mantel und ohne Schuhe auf dem Bahnsteig unter freiem Himmel bei 15 Grad Frost. Kurz nach uns wurde ein zweiter Transportzug ausgeladen. Und alle etwa 3'000 Menschen waren wie wir mehr oder weniger leicht gekleidet. Nur ganz wenige waren noch vollständig angezogen. Manche waren verwundet oder zusammengeschlagen. Aus unserem Zug sind etwa 20 erschossen worden, weil sie sich gegen die Ausplünderung gewehrt hatten. Und da standen wir und warteten auf Züge, die uns das letzte Stück über die Oder bringen sollten. Bahnbeamte sagten uns, manchmal dauerte es mehrere Tage."* (Aus Bericht Nr. 322, Band 2 der schon genannten Dokumentation über die Vertreibung).

Frau Maria Popp aus Labenz, Kreis Dramburg i. Pom. schildert ihre Erlebnisse so: *"Auf diese Weise kamen wir bis Scheune. Ich glaube, heute noch geht jedem ein Schauer über, hört er den Namen. Was Menschen an Grausamkeit ersinnen können, wurde an uns verübt. Durch Hunger, Kälte und die grossen Aufregungen waren alle in einem furchtbaren Zustand. Klar denken konnten wohl die Wenigsten. Um die Krüppel und Sterbenden durfte sich niemand kümmern. Manch einer verschwand. Viele wurden auf einer Bahre in einen Raum getragen. Dort wurden sie nochmals von den Polen ausgeplündert und erfroren dann allmählich. Eine Nacht und einen Tag hatten wir nun schon auf dem Bahnsteig gestanden. Mit einem Mal hiess es dann noch spät abends – wir hatten gerade hinter einem Schuppen Schutz gesucht vor der Kälte – in fünf Minuten geht der Zug."* (Aus Bericht Nr. 325).

Ich habe mit meiner Schilderung nicht übertrieben. Eine schreckliche Reise lag hinter uns.

Im Lager

Auf dem Bahnhof in Berlin war Rotkreuzpersonal, das sich der elenden Menschen annahm. Zunächst bekamen wir in einem Raum etwas Warmes zu trinken. Danach wurden wir in ein Lager gebracht. Ich weiss nicht mehr, ob es eine ehemalige Schule oder Kaserne war. Ich empfand es dort wie im Himmelreich. Und das wohlbemerkt im zerstörten Berlin im November 1945. Wir konnten duschen, die Kleider wurden gewaschen. Wir wurden entlaust. Das geschah, indem die Kleider mit einem weissen Pulver eingestäubt wurden. Es gab warmes Essen, nicht so viel, dass ich satt wurde, aber an einem Tisch, in einem geheizten Raum. Alle Personen wurden ärztlich untersucht und medizinisch betreut. Wie lange wir dort verbrachten, kann ich nicht mehr genau sagen. Ich glaube, etwa eine Woche.

Wir mussten zu einer Visite vor ein Gremium. Ein Arzt beurteilte, ob die Leute transportfähig waren, Von einer zweiten Person wurde meine Mutter befragt, ob sie Verwandte in den westlichen Besatzungszonen hätte, damit wir dorthin entlassen werden konnten. Mutter verneinte die Frage. Der Fragesteller sagte, sie solle nochmals in Ruhe überlegen, ob ihr vielleicht doch eine Adresse einfiele. Sie hätte nur irgendeine fiktive Adresse angeben müssen, und wir wären einem Transport in eine westalliierte Zone zugeteilt worden. So aber, da Mutter keine Adresse nennen konnte, wurden wir in die russisch besetzte Zone abgeschoben. Wir wurden wieder in einen langen Güterzug verladen, der insgesamt schätzungsweise mehr als 1'000 Personen transportierte. Die Reise ging über Wittenberge, Ludwigslust, Schwerin, Güstrow bis nach Laage (ca. 25 km südlich von Rostock). Warum wir diesen grossen Umweg gefahren sind und nicht über Neustrelitz, Neubrandenburg, weiss ich nicht. An Einzelheiten dieser Reise kann ich mich nicht mehr erinnern. Sie ist wohl ohne Probleme verlaufen. Der Zug hielt nicht im Ort, sondern einige Kilometer davor. Alle Leute mussten aussteigen. Nach einem kurzen Marsch kamen wir auf ein ehemaliges, grosses Gut, das während des Krieges als Kriegsgefangenenlager für die Alliierten gedient hatte. Jetzt war es Durchgangs- und Quarantänelager für aus dem Osten Ausgewiesene. Der Ort heisst Subzin, er liegt etwa 4 Km südlich von Laage und etwas westlich vom Dorf Breesen. Heute ist von dem ehemaligen Gut fast nicht mehr erhalten. Nichts deutet mehr hin auf die Massengräber, die damals dort angelegt werden mussten. Einige neue Wohnhäuser stehen jetzt dort.

Hier erlebten wir wiederum schreckliche Tage und Wochen, die alles bisher Erlebte in den Schatten stellen sollten. Hunger und der Tod um uns begleiteten uns Tag und Nacht. Davon will ich im Folgenden ausführlich erzählen. Im Gutshaus war die Lagerverwaltung untergebracht. In den Stallgebäuden die Lagerinsassen. Ein Stallgebäude war etwa 50 m lang und 8 bis 10 m breit. In der Mitte war ein grosses Einfahrtstor. In 3 Reihen, auf ca. 50 cm und 1.80 m Höhe, waren in Längsrichtung durchgehende Bretterböden eingebaut, die etwa 2 m breit waren. Zwischen den Reihen gab es jeweils einen 2 m breiten Gang. Unterbrochen waren die Böden nur im Bereich

des Eingangstors. Auf den Böden lag Stroh. Darauf lebten und schliefen die Menschen. Mit alten Pferdedecken, die zu den Schlafstellen gehörten, konnte man sich zudecken. Wir hatten einen Platz auf dem "Oberdeck" ergattert. Hier war es heller und man konnte sich aufrichten. Auf dem "Unterdeck" konnte man nur hocken oder gebückt stehen. In solchen Gebäuden hausten schätzungsweise 500 Menschen. Insgesamt im Lager einige Tausend. Zeitweise mehr oder auch weniger. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Leute wurden entlassen, neue Transporte kamen. Es gab nur unzureichende, primitivste sanitäre Einrichtungen. In einem Bretterverschlag einen langen Balken, von dem aus man sein "Geschäft" in eine Grube machte. Die Trinkwasserversorgung war unzureichend. Vor den wenigen Wasserhähnen auf dem Hof standen die Leute meistens in Schlangen an. Es gab keine Möglichkeit, sich richtig zu waschen. Mit der Zeit waren wir vollkommen verdreckt und da wir keine Ersatzwäsche hatten, fanden sich in kürzester Zeit Kleider- und Kopfläuse ein.

Das grösste Problem für uns war, dass wir kein Essgeschirr hatten. Ich habe draussen alte, leere Konservenbüchsen, die von den amerikanischen Kriegsgefangenen noch umherlagen, gesucht und so gut es ging, gereinigt. Diese dienten uns als Schüsseln. Wir hatten 2 Aluminiumlöffel. Woher, das weiss ich heute nicht mehr. Vielleicht habe ich sie bei den Blechbüchsen gefunden, vielleicht haben wir sie in weiser Voraussicht aus Berlin mitgebracht. Die Lagerverwaltung hat Bons verteilt, für Brot und warmes Essen. Es gab nur sehr wenig Brot, klitschiges, nasses Schwarzbrot. Ich weiss nicht mehr, wieviel pro Tag. Das warme Essen bestand tagaus, tagein, aus einer dünnen Kohlrüben-(Wrucken-) Suppe. Manchmal sah man obenauf einige Fettaugen schwimmen. Fleisch suchte man vergebens. Hatte man Glück, bestand die Portion halb aus Rüben, halb aus Wasser. Hatte man Pech, machte der Anteil an Rüben nicht einmal ein Viertel aus. Nach Brot und nach Rübensuppe musste man anstehen, besonders lange nach letzterer, weil viel zu wenig Ausgabestellen vorhanden waren. Zwei von uns stellten sich geduldig in die Reihe, jeder mit 2 Konservenbüchsen in der Hand. einer passte inzwischen auf die kleine Heidi auf. Oft musste man 2 Stunden und mehr warten, bis man drankam. Eine Portion bestand aus einer mittelgrossen Kelle dieser Suppe. Die Kalorien aus diesem Essen reichten nicht aus, um zu überleben.

Wir mussten zusätzlich etwas Essbares auftreiben, wollten wir das Lager je wieder lebend verlassen. In der Nähe war ein Gut, das die Russen in Beschlag genommen hatten. Dort gab es Kartoffelmieten. Das sind längliche, ähnlich einem Hausdach angelegte Haufen, die mit Stroh und Erde, gegen Frost gesichert, abgedeckt werden. Woher ich davon Kenntnis hatte, weiss ich nicht mehr. Dorthin gingen mein Bruder und ich abends bei Dunkelheit. Mit den Händen haben wir die Erde weggescharrt und die Kartoffeln unter dem Stroh hervorgeholt. Weil wir gar keine Transportgefässe hatten, steckten wir die Kartoffeln unter das Hemd. Einmal hatte ich zuviel "geladen", so dass sich das Hemd aus der Hose zog und die Kartoffeln auf die Erde fielen. Im Dunkeln habe ich sie, auf den Knien kriechend, mühsam wieder einsammeln müssen. Ein

andermal kamen russische Soldaten, wild um sich schießend, übers Feld galoppiert. Wir warfen uns auf die Erde und weil es ja dunkel war, wurden wir nicht bemerkt. Das hat uns einen Riesenschreck eingejagt. Im Lager mussten die Kartoffeln ständig bewacht werden, damit sie nicht gestohlen wurden. Sie waren unser kostbarster Besitz. Ich war für mein Alter, inzwischen 13 geworden, im Organisieren sehr aktiv. Als Kochtopf diente die grösste Konservenbüchse, die ich fand. Eine offene Feuerstelle gab es hinter dem Stall. Nun fehlte nur noch Holz. Eine Scheune auf dem Gut wurde nicht mehr genutzt. Im unteren Bereich waren die Bretter schon alle abgerissen und verfeuert. Aber am Giebel im Dachgeschoss waren die Bretter noch vorhanden. Ich kletterte an den Balken hoch und irgendwie gelang es, ein Brett abzureissen. Damit wurden die Kartoffeln gar gekocht. Sie wurden ohne Salz und mit der Schale gegessen. Mir hat ein Essen wohl nie mehr so gut geschmeckt, wie damals diese Kartoffeln.

Ich ging auch in die Nachbardörfer auf Betteltour nach Essbarem. Oft wurden die Türen gar nicht geöffnet, wenn die Hausbewohner sahen, dass welche vom Lager draussen standen. Wir befanden uns in einem erbärmlichen Zustand, dass man unsere Herkunft schon von Weitem ausmachen konnte. Einmal hatte ich Glück. Eine alte Bauersfrau zeigte Mitleid, bat mich in ihre warme Küche, es war Mitte Dezember, wo ich mich aufwärmen und ein mit Butter bestrichenes Brot essen durfte. Sie gab mir auch etwas Warmes zu trinken. Wenn ich mich recht entsinne, war es Milch. Ich konnte mein Glück gar nicht fassen. Dazu packte sie mir noch 2 bestrichene Brote zusammen geklappt in ein Papier, die ich für die Geschwister mitnehmen sollte. Es war inzwischen Dunkel geworden. Draussen war es kalt, als ich mich Richtung Lager auf den Weg machte. Mein Hunger war noch lange nicht gestillt. Mich packte ein unheimliches Verlangen, auch das Brot, das ich mit mir trug, zu essen. Ich wehrte mich gegen diese Gedanken und wollte es für die kleine Schwester Adelheid ins Lager mitbringen. Sie hatte es nötiger, als ich. Ich hatte ja schon eines gegessen. Trotz innerer Gegenwehr, obsiegte der Heisshunger, ich packte die Brote aus und ass sie im Gehen auf. Noch bevor ich ins Lager kam, befiel mich eine tiefe Reue. Ich fühlte mich so elendig! Wie hatte ich das nur tun können? Ich war völlig deprimiert und verfiel ins Weinen und Schluchzen. Meine Mutter war ganz entsetzt, als ich so ankam. Sie glaubte, mir sei unterwegs irgend etwas Böses passiert. Als ich ihr den Grund erzählte, versuchte sie mich zu trösten. *"Du kannst Heidi morgen von Deiner Suppe abgeben"*, sagte sie und dass mir das Brot auch guttäte. Es war mir kein Trost. Ich hatte mich in meiner Seele ganz tief selbst so verletzt, dass noch heute die Erinnerung daran so stark ist und mich innerlich so aufwühlt, dass mir beim Niederschreiben dieser Zeilen die Tränen kommen.

Das Sterben im Lager gehörte zum Tagesgeschehen, wie das Anstehen nach der Kohlrübensuppe. Vielleicht mag es dem Leser makaber erscheinen, dass ich das schreibe, aber der Tod gehörte zum Leben jener Tage. Ich würde etwas unterschlagen, wenn ich darüber schweigen würde. Der Gesundheitszustand aller Lagerbewohner war schlecht. Unsere kleine, 3 1/2-jährige Schwester Adelheid war sehr angeschlagen. Sie sass oder lag bei der Mutter fast

den ganzen Tag auf dem Strohlager und schwieg die meiste Zeit. Sie hatte die deutsche Sprache bei Zarebskis verlernt. Jetzt verstand sie die Sprache nicht, die um sie gesprochen wurde. Wir sprachen mit ihr polnisch, wenn sie es verstehen sollte. Sonst deutsch, damit sie es möglichst schnell wieder lernte. Die letzte Zeit im Lager schlief sie auch am Tage viel, und wenn sie aufsass, war sie apathisch. Wir hatten grosse Angst, dass wir sie verlieren würden.

Es starben sehr viele Menschen. Von der Lagerleitung hatte eine Gruppe Männer den Auftrag, jeden Morgen die Leichen einzusammeln. Sie wurden nebeneinander auf den Boden gelegt. Eine andere Gruppe fuhr mit einem einachsigen Pritschenwagen vorbei und lud die Toten auf. Sie wurden in mehreren Reihen gestapelt. Man zog den Karren auf eine nahegelegene Wiese, wo sie in ein Massengrab gelegt und zugeschüttet wurden. Zuerst eine Lage, dann etwas Erde und dann noch eine Lage. Ich habe mir das alles angesehen. Dabei hatte ich kein beklommenes Gefühl. Ich hatte mich an den Tod gewöhnt. Meine Mutter schimpfte mit mir. *"Was musst Du dahin gehen und zuschauen, wie sie die Menschen da verscharren. Wirst Dich auch noch anstecken, mit irgendeiner Krankheit"*.

Im Dezember 1945, kurz vor Weihnachten, ging für uns das Lagerleben zu Ende. Wir mussten in das frühere Gutshaus, wo uns der Arzt für marschfähig erklärte und die Lagerleitung uns in ein etwa 6 bis 8 km entferntes Dorf überwies. Den Namen dieses Ortes habe ich vergessen. Meine Mutter war nicht viel draussen gewesen. Die meiste Zeit verbrachte sie bei Heidi auf dem Strohlager. Als wir vor dem Gutshaus, in dem die Lagerleitung ihre Büroräumlichkeiten hatten, warteten, um aus dem Lager entlassen zu werden, kam ein alter Mann vorbei. Er packte meine Mutter an der Hand und rief: *"Litscha (Lydia auf Platt), Du bist doch Litscha aus Makuwjez, Sigismunds Frau"*. Es war ein Bekannter, nicht aus Makówiec, aus einem anderen Dorf. Er hatte seine Frau auf der Flucht verloren, oder sie war im Lager verstorben. Jedenfalls war er mutterseelen alleine. Er ging fortan nicht mehr von unserer Seite. Am nächsten Tag machte er sich mit uns zusammen auf den Fussmarsch in unsere neue "Heimat". Wir hatten das Lagerdasein überlebt. Die Ruhr, eine böse bakterielle Darminfektion, war ausgebrochen. Später kam noch Typhus dazu. Das ganze Lager wurde nach aussen abgeriegelt. Es kam keiner mehr hinaus oder hinein. Es sollen noch sehr viele Menschen an der Epidemie gestorben sein.

Jahreswechsel 1945/46

An den Fussmarsch in das uns zugewiesene Dorf erinnere ich mich noch sehr klar. Es war ein trüber, nasskalter Wintertag. Wir hatten schlechtes, kaputtes Schuhwerk. Mutter hatte einen Fuss mit Lumpen umwickelt. Er war so geschwollen, dass sie keinen Schuh tragen konnte. Die Temperatur war wohl um Null Grad. Es war aber windig. Wir froren am ganzen Körper. Wegen des alten Mannes und auch weil Adelheid getragen werden musste, abwechselnd von Mutter und

mir, kamen wir nur langsam vorwärts. Nach schätzungsweise gut 2 Stunden erreichten wir unser Ziel.

Mit dem alten Mann hatten wir uns ein Kreuz aufgeladen. Er war nämlich von der Ruhr infiziert. Sie brach am nächsten oder übernächsten Tag aus, nachdem wir in dem uns zugewiesenen Dorf, in dem ehemaligen Gutsschloss, ein Zimmer zugewiesen bekommen hatten. In diesem Zimmer standen keine Möbel. Aus dem Stall wurde Stroh gebracht und mit alten Decken abgedeckt. Zum Zudecken bekamen wir auch alte Woldecken, aber ohne Betttücher. Das waren nicht Woldecken, wie man sie heute kennt. Die Decken waren schwer, rochen muffig und waren dreckig. Die ersten Tage bekamen wir, wohl auf Weisung des Bürgermeisters, warmes Essen, das andere Schlossbewohner zubereitet hatten. Als ich am Morgen erwachte, stank es im Zimmer entsetzlich. Wir rissen das Fenster auf, aber das half nur für kurze Zeit. Dauernd offen bleiben konnte es nicht, wegen der Kälte draussen. Der Grund für den Gestank war der "Grossvater". Die Krankheitszeichen für Ruhr sind unter anderem ganz übelriechende Durchfälle, die in wenigen Tagen durch Austrocknung infolge Flüssigkeitsverlust zum Tode führen. Nach der zweiten Nacht verschlimmerte sich der Zustand des alten Mannes. Wir meldeten es dem "Chef" im Schloss, der die Hauswartfunktion ausübte. Nach einigem Hin und Her wurde der Patient in ein kleines, leeres Zimmer verlegt. Dort verstarb er nach wenigen Tagen. Er wurde in einem Einzelgrab im Schlosspark begraben. Ein guter Geist hat seine schützende Hand über uns ausgebreitet, dass wir nicht infiziert worden sind.

Im ersten Stock des Gutshauses bekamen wir nun ein anderes Zimmer zugewiesen. Es war etwa 10 m² gross. Darin stand ein Holzfeuerherd mit zwei alten Töpfen, ein Tisch und 3 Stühle. Bettgestelle waren keine vorhanden. Wir richteten die Schlafstätten genau so ein, wie im Parterrezimmer. Damit sich die Strohunterlage nicht im ganzen Zimmer verteilte, haben wir sie mit Ziegelsteinen umgrenzt. Jetzt mussten wir uns alleine verpflegen. Womit? In einem Stallgebäude des Gutshofes konnten wir Kartoffeln nehmen, soviel wir wollten. Sie hatten Frost bekommen, weshalb sie gekocht leicht süsslich schmeckten. Woher Holz zum Kochen organisieren? Zuerst ging ich etwas stehlen, bei den Häuslern, so nannte man in Norddeutschland die Gutsarbeiter, die in einem kleinen Einfamilienhaus wohnten. Das waren Einheimische, vor deren Haus eine Holzmiere stand, das ist ein aufgeschichteter Holzhaufen, meistens einem Kegel ähnlich. Das wurde natürlich entdeckt. Es wurde uns die Ausweisung angedroht für den Wiederholungsfall. Mutter hatte grosse Angst, dass man uns tatsächlich fortschicken würde. Sie beruhigte sich erst, als ich ihr hoch und heilig versprach, so was nie mehr zu tun. Man hatte aber unsere Notlage eingesehen. Wir durften danach vom Gutshof Holz holen. Ich musste es aber erst zerkleinern. Salz haben wir von anderen Schlossbewohnern, fast ausnahmslos alles Flüchtlinge aus dem Osten, bekommen, oder von der Gutsverwaltung? Das weiss ich nicht mehr genau. So haben wir die ganze Zeit über, die wir im Schloss wohnten, ungefähr 4 Wochen, Kartoffeln mit Salz gegessen. Es gab nichts anderes zum Essen, weder

Gemüse noch Brot. Getrunken haben wir abgekochtes Wasser. Es war mehr als spartanisch, das Leben dort, aber wir mussten keinen Hunger mehr leiden, denn Kartoffeln waren genug da.

Unter diesen Umständen verlebten wir eine trostlose Weihnacht 1945. Am 31. Dezember gab es im Saal des Schlosses einen Silvesterball mit Musik und Tanz, mit lautem Gejohle und Hallodrio. Verständlich, denn es war der erste Jahreswechsel nach Kriegsende. In Erwartung einer besseren Zeit im neuen Jahr, waren die Menschen lustig und ausgelassen, sie wollten sich amüsieren. Ich erinnere mich so gut daran, weil ich in jener Nacht vom Lärm aufwachte und Mutter mir sagte, dass Silvester gefeiert werde. Was würde das Jahr 1946 uns bringen? Würde die Familie sich wieder zusammenfinden?

Unsere Verwandtschaft hatte eine Kontaktadresse von einer Familie, die nach dem 1. Weltkrieg nach Deutschland ausgewandert war, in Parchim, Mecklenburg, abgemacht. Dorthin würde man sich wenden, falls die Familien auseinandergerissen werden sollten. Meine Mutter hatte die Anschrift auswendig gelernt. Noch vor Weihnachten hatte sie ein Kuvert und ein Blatt Papier besorgt und an die Kontaktadresse unseren Aufenthaltsort mitgeteilt. In der Familienzusammenführung funktionierten diese Leute wirklich als Relaisstation. Unsere Mitteilung wurde nach Grebs, das liegt zwischen Ludwigslust und Dömitz in Mecklenburg, weitergeleitet. Dorthin hatte es Vater verschlagen. Er war vor den Festtagen schwarz über die Zonengrenze in den Raum Hannover - Bremen gefahren, weil er vernommen hatte, dass dort Ausgewiesene aus dem Kreis Lipno angekommen seien. Im Dorf Grebs war auch Vaters Schwägerin Ottilie, die Frau seines Bruders Oskar, hängen geblieben. Wir bekamen Mitte Januar einen Brief, in dem uns mitgeteilt wurde, dass meine Cousine Margot und ein Bekannter uns demnächst abholen würden. Bei uns war die Freude gross! Nach fast einem Jahr ein Lebenszeichen von Verwandten. Um den 20. Januar kam Margot und der Bekannte und wir fuhren gemeinsam nach Grebs.

Die Familie findet sich wieder

Zunächst wohnten wir bei Tante Ottilie. Da sie 2 Zimmer und eine Küche hatte, was für damalige Verhältnisse als Luxusappartement bezeichnet werden darf, nahm sie uns fürs Erste zu sich, so lange, bis Sigismund wieder zurückkommt. Ich habe schon von den unmenschlichen hygienischen Verhältnissen im Lager erzählt. Nachher im Schloss war es etwas besser, aber wir hatten keine Möglichkeit, die aus dem Lager mitgebrachten Kopf- und Kleiderläuse loszuwerden. Wir waren schrecklich verlaust. Bei Ottilie wurden den Läusen der Kampf angesagt. Dies war auch dringend geboten, damit die Läuse nicht auf die anderen Mitbewohner übertragen werden konnten. Während wir 24 Stunden im Bett bleiben mussten, wurden alle unsere Kleidungsstücke in einem Wäschekessel gekocht. Die Köpfe hat man uns gründlich mit Petroleum eingerieben

und mit einem grossen Tuch fest umwickelt, um die Kopfläuse abzutöten. Das war eine Tortur. Die Kopfhaut war von dem Ungeziefer und vom vielen Kratzen wund. Durch das Petroleum entzündete sich die Haut und die offenen Stellen schmerzten unheimlich. Wir mussten es ertragen, aber zu unserem Glück waren wir die Läuse los.

Anfang Februar 1946 kam der Vater aus der englischen Besatzungszone zurück. Wir bekamen in einem anderen Haus ein Zimmer mit einer kleinen Küche zugewiesen. Die Räume waren notdürftig möbliert. Sie lagen im Estrich (Dachboden) und waren deshalb nur schwer warm zu kriegen. Ausserdem hatten wir nicht genügend Heizmaterial. Es reichte gerade zum Kochen. Da Vater schon über ein halbes Jahr in dem Dorf gelebt hatte, kannte er verschiedene Bauern, von denen wir Kartoffeln und Milch bekamen. Vater hatte in Erfahrung gebracht, dass Grossvater Block in Holthof bei Grimmen, Vorpommern, auf einem ehemaligen Rittergut eine Unterkunft gefunden hatte. Er wusste aber nicht, ob sich da auch für uns eine Möglichkeit bot. Deshalb wurde ich beauftragt, mit dem Zug dorthin zu fahren, um das zu erkunden. Wenn für die ganze Familie dort eine Bleibe gefunden werden konnte, sollte ich sofort schreiben. Wenn nicht, wieder zurückkommen. So machte ich mich, mit etwas Proviant versorgt, als Dreizehnjähriger auf zu Opa Block.

Die Fahrt ging über Ludwigslust, Schwerin, Rostock, Stralsund nach Grimmen und von dort zu Fuss nach Holthof. Sie dauerte 2 Tage. In Rostock musste ich eine Nacht auf dem Bahnhof verbringen. In Holthof lag noch viel Schnee. Es war Anfang März. Grossvater war ja, wie ich schon berichtet habe, von Makòwiec mit Ross und Wagen bis nach Holthof geflüchtet. Im Frühling 1946 wurde das Gut parzelliert. Es wurden 10 Hektar grosse Neubauernsiedlungen geschaffen. Rudolf Block hat sich darum beworben, und er erhielt 10 ha zur Bewirtschaftung zugeteilt. Im Obergeschoss des ehemaligen Verwaltungsgebäudes erhielt er 2 Zimmer zugewiesen. Dazu gehörte noch eine Abstellkammer und ein Kochherd auf dem Flur. Ich schrieb meinen Eltern, dass sie kommen sollten. Mitte März 1946 war das Umherziehen für die Familie Otto endlich zu Ende. Wieder vereint, bis auf Oma Block, die erst im Sommer 1947 aus Polen ausgewiesen wurde, begann eine neue Ära.